



Kurzbiografie

Christoph Lütge

Der Philosoph und Wirtschaftsinformatiker Christoph Lütge leitet den Peter Löscher-Lehrstuhl für Wirtschaftsethik der TUM. Er bringt seine Expertise in vielen Fachbereichen der Universität ein: Wirtschaftswissenschaftler, Ingenieure, Naturwissenschaftler, Mediziner und künftige Lehrer werden seine Vorlesungen besuchen. Prof. Dr. Christoph Lütge studierte und promovierte an der TU Berlin und der TU Braunschweig und habilitierte sich im Fach Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Nach seiner dortigen Assistentenzeit übernahm er 2007 die Vertretung des Reinhard-Mohn-Stiftungslehrstuhls für Unternehmensführung, Wirtschaftsethik und gesellschaftlichen Wandel an der Universität Witten/Herdecke, bevor der Heisenberg-Stipendiat 2008 nach Braunschweig wechselte. Dort hatte er die Vertretung des Lehrstuhls für Philosophie inne. Lütges Forschungsschwerpunkt liegt auf der Ordnungsethik, wobei er die Technikphilosophie einbezieht.

Die Moral in der Marktwirtschaft

Die Geschichten vom bösen Kapitalismus, der unsere Gesellschaft herunterwirtschaftet, kann Christoph Lütge, Inhaber des Peter Löscher-Stiftungslehrstuhls für Wirtschaftsethik der TUM, langsam nicht mehr hören. Für ihn als Philosophen und Ökonomen gehören Moral und Marktwirtschaft sehr wohl zusammen

Das Verhältnis von Kapitalismus und Moral ist ein populäres Thema. Nicht nur in der Wirtschaftsethik, sondern auf breiter gesellschaftlicher Basis wird diskutiert. Wie erklären Sie sich das Interesse?

Das Interesse an dem Thema ist sehr alt. Es lässt sich mindestens bis Aristoteles zurückverfolgen. Es gewinnt in der Moderne aber an Bedeutung, weil Gesellschaft und Moral zunehmend auseinanderfallen. Vor allem deswegen, weil unsere Gesellschaft komplexer geworden ist. Es sind gesellschaftliche Veränderungen, die das verstärkte Bedürfnis nach Wirtschaftsethik hervorgebracht haben. In jüngster Zeit hat sich die Diskussion mit Blick auf die Globalisierung verstärkt. In der Globalisierung sehen Menschen die unterschiedlichen Erfordernisse, von denen sie meinen, diesen nicht gerecht zu werden. Und sie sehen bei Unternehmen die vermeintlichen oder tatsächlichen Skandale. Die Finanzkrise hat dazu beigetragen, dass man zunächst sehr misstrauisch geworden ist gegenüber allem, was mit Wirtschaft und vor allem mit Banken zu tun hat. Aber das Interesse an der Wirtschaftsethik als akademischer Disziplin war vorher schon da – und ist geblieben.

Für manche ist Kapitalismus ja der Untergang des Abendlandes – zumindest in moralischer Hinsicht. Wie wird da argumentiert?

Da wird gerne ein Dualismus aufgemacht: auf der einen Seite die – wenn man es böse sagt – Gutmenschen, die nach Altruismus rufen, und auf der anderen die egoistischen Vertreter des Kapitalismus. Diese Sicht herrschte gerade nach der Finanzkrise vor und steht in vielen Büchern, die jetzt die Gier der Banker und Manager anprangern und den Kapitalismus am Ende sehen.

Link
www.wirtschaftsethik.edu.tum.de

Was halten Sie davon?

Aus meiner Sicht ist der größte Teil davon keine seriöse Wirtschaftsethik. Das Grundproblem der Wirtschaftsethik beginnt eigentlich damit, wie man Ökonomik und Ethik zusammendenken kann. Aber dann muss man versuchen – und das ist mein Ansatz –, es aus einer gemeinsamen Wurzel heraus abzuleiten und nicht als diese zwei Pole, wie es heutzutage in der Regel gesehen wird: auf der einen Seite die ethischen, auf der anderen die ökonomischen Anforderungen. Das hat schon der Moralphilosoph und Begründer der klassischen Nationalökonomie Adam Smith getan. Er sagte, der Wettbewerb und die Marktwirtschaft haben einen ethischen Sinn. Dieser kommt nicht von außen durch die Zählung der Marktwirtschaft hinzu, sondern im gesamten System der Marktwirtschaft liegt etwas Moralisches. Indem der Markt etwas leistet, das uns allen nützt, vollbringt er eine ethische Leistung.

Sie werfen den Kritikern des Kapitalismus vor, 30 Jahre Diskussionen in der Wirtschaftsethik zu ignorieren, die bei allen Disputen im Detail zumindest zu dem Ergebnis kamen, dass Marktwirtschaft und Moral grundsätzlich kompatibel sind. Gibt es dafür konkrete Indizien?

Es gibt sehr viele Beispiele. Großunternehmen geben Millionenbeträge aus, um bei Projekten Umweltschutzelange zu berücksichtigen, obwohl das gesetzlich ▶



nicht verlangt wäre. Ein Beispiel, das ich in meinen Vorlesungen immer gerne bringe, ist das Malampaya-Projekt auf den Philippinen, bei dem Shell im Jahr 2000 beim Bau einer Pipeline aus Rücksicht auf die Ökologie und Ansprüche der Ureinwohner dieser Region unter anderem höhere Kosten in zweistelliger Millionenhöhe in Kauf genommen hat, um zu zeigen, dass man seitens des Unternehmens diese moralischen Belange ernst nimmt.

Doch wenn gute Taten für Mensch und Umwelt dem Image eines Unternehmens nützen, dann sind sie für viele auch wieder nicht moralisch. Wie ist das zu verstehen?

Das halte ich für besonders problematisch. Das ist auch etwas, das gerade in Deutschland verbreitet ist. Den Unternehmen dann vorzuwerfen: Ihr macht das ja nur aus Gewinninteresse. Das ist eine Argumentationsstrategie, die nur vor einem bestimmten philosophischen Hintergrund verstanden werden kann. Nur wer eine bestimmte Interpretation von Kant vertritt, wird auf diese Begründung kommen. Wenn man Kant so versteht, dass er sagt: Moral darf nichts mit Neigung, mit Eigeninteresse zu tun haben. Wenn man mal genau hinschaut, sagt er das gar nicht so. Aus meiner Sicht sagt Kant nur, wir müssen unsere Präferenzen durch einen Filter laufen lassen. Dabei muss der andere miteinbezogen sein; und es muss einer Regel folgen. Dann aber ist die Handlung moralisch.

Sie setzen gegen diese rein altruistische Vorstellung von Moral ein viel älteres, abendländisches, ethisches Konzept. Wieso passt das Ihrer Meinung nach besser?

Das Gebot „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ meint keine Liebe in dem Sinne der Altruisten. Das ist eine Moral, die ganz klar auf den Grundsatz der Reziprozität abzielt. Diese Gegenseitigkeit halte ich nach wie vor für den Kern aller Moral. Eine Moral, von der ich nie etwas zurückbekomme, von der ich nie etwas habe, das ist letztlich keine sinnvolle Moral. Sie muss auch den Trägern nützen, sonst geht sie unter. Und das ist die Herausforderung, unsere Marktwirtschaft so einzurichten, dass Moral auch denjenigen nützt, die nach ihren Grundsätzen handeln. Das ist dann die Frage, an der Wissenschaftler in der Ordnungsethik arbeiten: die Moral der Ordnung.

Auch John Rawls – manchen gilt er als der bedeutendste Moralphilosoph des 20. Jahrhunderts – hat einen wichtigen Satz gesagt: dass die Gesellschaft eine Veranstaltung zum gegenseitigen Vorteil ist. Und eigentlich ist das, was wir hier in der Wirtschaftsethik machen, auch nichts anderes. Darum geht es: Eine Sache, die zum gegenseitigen Vorteil aller ist, kann man nicht von irgendeiner anderen Warte heraus für unmoralisch erklären. Wenn alle Betroffenen einverstanden sind, dann ist auch der Moral Genüge getan.

„Im gesamten System der Marktwirtschaft liegt etwas Moralisches. Indem der Markt etwas leistet, das uns allen nützt, vollbringt er eine ethische Leistung“

Christoph Lütge

Moralisches Handeln beruht danach also auf dem Prinzip des gegenseitigen Nutzens. Dass dabei auch Gerechtigkeit eine große Rolle spielt, zeigen die Resultate der Gemeinwohlspiele, mit denen Verhaltensforscher die Spielräume zwischen Kooperation und Egoismus ausloten. Wie wichtig sind solche Resultate für die Wirtschaftsethik?

Es wird häufig versucht, daraus zu konstruieren, dass die Menschen viel moralischer sind, als die ökonomische Theorie annimmt. Die Frage ist, ob wir damit im Normalbetrieb der modernen Marktwirtschaft arbeiten können. Denn hier wird nur gezeigt, dass es so etwas gibt wie moralisches Empfinden, Gerechtigkeitsgefühl. Aber ob das stabil bleibt, wenn Menschen immer wieder erfahren, dass sie damit Nachteile erleiden, ist die große Frage. In diesen Spielen geht es immer um relativ kleine Beträge. Ich will nicht sagen, dass dies nichts wert ist, aber für die Wirtschaftsethik kommt es ganz wesentlich darauf an, was passiert, wenn man auch signifikant verlieren kann – wenn es um die unternehmerische Existenz geht. Verlässt man sich dann auf ein Gerechtigkeitsgefühl?

Sie sagen, der wahre Egoist kooperiert und handelt damit moralisch, wenn die Rahmenbedingungen stimmen. Wie kommen Sie zu der These?

Ja, wenn ich davon ausgehen kann, dass mir mein moralisches Handeln auf Dauer nicht selber schadet – im Einzelfall lassen wir das alles mal zu, aber auf Dauer müssen wir etwas davon haben. Hier ist das klassische Beispiel des Filters auf dem Schornstein. Der Unternehmer, der die Kosten auf sich nimmt, etwas für die Umwelt zu tun, geht gewissermaßen in eine moralische Vorleistung. Wenn es keine Regel gibt, dass die anderen mitmachen sollen, riskiert er, auf seinen Kosten sitzen zu bleiben, einen Nachteil im Wettbewerb zu erleiden und möglicherweise aus dem Spiel ausscheiden zu müssen.

Moralisches Handeln soll aber nicht nur nicht schaden, sondern idealerweise auch nützen. Wie lässt sich denn daraus Kapital schlagen?

Nun muss man sagen, heute in Zeiten der Corporate Social Responsibility lässt sich schon vieles über den

Das Gefangenen- und Schmarotzerdilemma

Das Gefangenendilemma gehört zu den Klassikern der Spieltheorie. Mit diesem Szenario lässt sich darstellen, wie die rationale Entscheidung eines Einzelnen zu einem gemeinschaftlich ungünstigeren Resultat führen kann. Es geht um zwei Personen, die im Vorfeld einer Gerichtsverhandlung zu einem Vergehen verurteilt werden, das sie gemeinsam begangen haben sollen. Ihnen wird ein Deal vorgeschlagen: Derjenige, der gesteht, bekommt eine geringere Strafe und sein vermeintlicher Komplize das Höchstmaß. Allerdings gilt dies nur für den Fall, dass nur einer gesteht – im Sinne der klassischen Kronzeugenregelung. Wenn beide schweigen, dann erhalten beide die gleiche Strafe, die höher liegt als das Strafmaß für den Kronzeugen, aber unterhalb der Höchststrafe.

Da die beiden getrennt verurteilt werden, wissen sie nicht, wie sich der andere entscheidet. Und da schnappt gern die Rationalitätsfalle zu. Rein rational betrachtet, kommt derjenige besser davon, der mit einem Geständnis seinem Komplizen die Höchststrafe anhängt, aber wenn dieser auch gesteht, liegt die Strafe für beide höher, als wenn beide geschwiegen hätten. Gewöhnlich „singen“ beide, weil jeder für sich die geringste Strafe herausholen möchte. Da er nicht sicher weiß, ob sein Komplize redet, ist er mit seinem Geständnis in jedem Fall auf der sicheren Seite, weil er die Höchststrafe vermeidet. Letztlich führt dieses Verhalten jedoch dazu, dass beide höher verurteilt werden als bei einer kollektiven Aussageverweigerung. Somit handelt es sich um eine Situation, in der die optimale individuelle Strategie zu einem schlechteren Resultat für beide führt.

Als Modelle für diesen moralischen Verfallsprozess gelten auch die sogenannten Gemeinwohlspiele. Auch sie kreieren eine Art Schmarotzerdilemma, bei dem die Partner Übervorteilung vermeiden, indem sie ihre Kooperationsbereitschaft aufgeben. Die Teilnehmer in diesen wissenschaftlichen Experimenten erhalten einen Geldbetrag, den sie wahlweise in eine Kollektivkasse investieren oder für sich behalten können. In der Bank verdoppelt sich der Betrag, wobei die Gewinnausschüttung an alle Teilnehmer erfolgt – auch an jene, die nicht eingezahlt haben. Grundsätzlich ist für alle der Gewinn am höchsten, wenn alle Teilnehmer einzahlen, doch eigentlich kassieren die Schmarotzer am meisten, die nichts einzahlen und dafür auch noch an der Ausschüttung beteiligt sind. In Versuchen zeigte sich, dass Spieler anfangs noch die Hälfte ihres Vermögens einzahlten, später allerdings sukzessive damit aufhörten, wenn sie merkten, dass Schmarotzer im Spiel sind.

Wenn allerdings neue Regeln eingeführt wurden und die Schmarotzer abgestraft werden konnten, bestand die Kooperations- und Investitionsbereitschaft weiter. Dabei zeigten sich die Teamspieler sogar bereit, Teile ihres eigenen Gewinns auszugeben, um die Schmarotzer zu bestrafen. Bei Versuchen des österreichischen Forschers Ernst Fehr durften sie nach jeder Runde einen Franken zahlen, um drei Franken Bußgeld an die Trittbrettfahrer zu verhängen.

Markt zum Vorteil des Unternehmens ummünzen. Heute können Unternehmen Moral zu ihrem Vorteil werden lassen, mehr als vor 20 Jahren. Auch ist Nachhaltigkeit ein großes Thema geworden. Die Unternehmen kommen aus ökonomischen Gründen nicht mehr daran vorbei. Gerade die Frage Ökonomie und Ökologie, die in den 80er-, 90er-Jahren als großer Gegensatz aufgemacht ▶

„Ich glaube, dass darin auch der Sinn meiner Tätigkeit als Wirtschaftsethiker liegt, zu zeigen, wie profitabel Moral sein kann“

Christoph Lütge

wurde, ist eigentlich heutzutage kein wesentliches Problem mehr. Das haben wir geschafft, den Umweltschutz in den Prozess der Ökonomie einzubinden und zu etwas Produktivem werden zu lassen. Ich glaube, darin liegt der Sinn meiner Tätigkeit als Wirtschaftsethiker, zu zeigen, wie profitabel Moral sein kann. Sich moralischen Anforderungen nicht nur nicht zu widersetzen oder sie passiv anzugehen, sondern sie aktiv und bewusst als Produktionsfaktor einzusetzen. Und da sind wir wieder bei Kant, wenn man ihn so versteht: Nur wenn die das wirklich wollen, dann ist es gut – also mir reicht es, wenn die Unternehmen das tun, aus was für Gründen auch immer. Da unterscheide ich mich vielleicht von anderen Ethikern: Hauptsache ist, was am Ende für die Umwelt oder nachkommende Generationen herauskommt.

Sie vermissen in der aktuellen Diskussion die Differenzierung. „Man kann nicht über Moral sprechen, ohne die Rahmenbedingungen zu berücksichtigen“, haben Sie unlängst in einem Artikel geschrieben. Wieso ist der gesellschaftliche Hintergrund so wichtig?

Auch hier unterscheide ich mich, glaube ich, von anderen Ethikern, die doch tendenziell der Meinung sind, Moral ist ein autonomes System, das ohne die sozialen, politischen oder ökonomischen Rahmenbedingungen funktioniert. Es geht ja auch darum, wie Moral in der Gesellschaft umgesetzt wird. Für mich als Wirtschaftsethiker ist die wesentliche Frage: Wie können wir das im Normalbetrieb einer Marktwirtschaft umsetzen? Und dann stellt man wie Adam Smith fest: Es ist doch schon eine ganze Menge Moral in einer Marktwirtschaft vorhanden. Wenn wir mal eine historische Perspektive einnehmen, merken wir, dass die größten moralischen Fortschritte durch das Wirtschaftswachstum ermöglicht worden sind. Man kann sehr schön an Statistiken zeigen, wie dieser enorme Aufschwung in den letzten 200 Jahren doch nicht nur ein ökonomisches Phänomen gewesen ist, sondern gewaltige ethische Fortschritte mit sich gebracht hat. Entwicklungen, wie eine deutliche Reduzierung der Kindersterblichkeit, hängen vor allem damit zusammen, dass die Leute mehr Geld haben und sich Medizin und Gesundheit und alles, was damit zusammenhängt, leisten können. Und jetzt kann

man sagen: Dafür haben wir auch Regeln entworfen. Regeln, die für mich als Ordnungsethiker im Wesentlichen Träger der Moral sind. Eine Marktwirtschaft allein kann sich verselbständigen und unmoralisch werden – Stichwort Vermachtung. Es können sich Monopole bilden, es können sich Kartelle bilden und alles Mögliche andere an unerwünschten Ereignissen. Dagegen haben wir die Regeln. Was die optimalen Regeln sind, mussten wir erst herausfinden. Wir sind im Moment dabei, für die globalisierte Welt die Regeln zu entwerfen, und es sind einige deutliche Veränderungen und Verbesserungen gegenüber der Zeit vor der Globalisierung festzustellen.

Zum Beispiel?

Nehmen wir doch die Vorgänge in der arabischen Welt. Alles was dort passiert, wäre in der Zeit vor der Globalisierung so nicht möglich gewesen. Durch den Abbau von Kommunikationsschranken, aber auch durch wirtschaftliche Verbesserungen in diesen Ländern. In den sehr armen Ländern erleben wir nämlich nicht diese Umwälzungen, sondern erst, wenn es den Leuten ein bisschen besser geht.

Welche Rolle spielt dabei der Wettbewerb?

Der Wettbewerb ist eigentlich das Herzstück der Marktwirtschaft. Er bringt wichtige ethische Leistungen. Zum Beispiel, indem er dafür sorgt, dass sich Problemlösungen schnell verteilen. Außerdem bewirkt er, dass Innovationen entstehen. Das ist übrigens etwas, das außerhalb der Ökonomik wenig wahrgenommen wird. Der Wettbewerb ist ein ganz entscheidender Mechanismus, aber er braucht Regeln: Wettbewerb, der ungeregelt ist, neigt dazu, unproduktiv zu werden. Wenn wir die ethischen Probleme der Marktwirtschaft lösen wollen – ob es um Managergehälter geht, Sozialversicherung oder Umweltskandale –, sollten wir daher eines nicht tun. Wir dürfen nicht rufen: weniger Wettbewerb. Sondern wir sollten versuchen, den Wettbewerb in die Richtung zu lenken, in die wir wollen.

Kann es dann überhaupt eine freie Marktwirtschaft geben?

Ein Gedanke ist mir da sehr wichtig. Freiheit ist nicht nur Freiheit völlig ohne Zwang. Es können auch durch



Zwang Freiheiten entstehen. Das ist nicht nur der Kern der Marktwirtschaft, sondern der Demokratie überhaupt. Wenn man sich darauf versteift, Freiheit von jeglichen Zwängen in der Demokratie finden zu wollen, die finden Sie nicht. Sie finden eine bürgerliche Freiheit, die aber durchaus größer sein kann als die Freiheit eines Aussteigers, weil Sie viel mehr Optionen haben.

Damit stehen Sie aber konträr zu der gängigen Auffassung von Kritikern, die meinen, Kapitalismus oder das freie Spiel des Marktes ist nicht nur zutiefst unmoralisch, sondern auch höchst undemokratisch. Liberalismus versus Demokratie – auch dieser Gegensatz existiert Ihrer Meinung nach nicht. Wieso?

So ist es häufig aufgemacht worden, auch von Sozialphilosophen und Demokratietheoretikern. Das sind immer diese unproduktiven Dualismen. Wenn man das Problem so aufmacht, dann ist man automatisch in der Falle – dann kann man immer nur sagen: ein bisschen mehr Freiheit, ein bisschen mehr Gleichheit. Wir müssen aber beides zusammen verwirklichen können. Es ist möglich, den Gedanken zu denken, dass Freiheit auch zunehmen kann, wenn ich woanders ein paar Dinge verbiete – indem ich z. B. Unternehmen verbiete, sich zulasten der Kunden zusammenzuschließen. Strom- und Gasmarkt sind da zwei der größten Themen im Mo-

ment. Da verbieten wir ja auch etwas und gleichzeitig entsteht mehr Freiheit für die Kunden: Sie haben mehr Wahlmöglichkeiten. Aber wir müssen den Liberalismus denken als einen, der sich mit dem Gedanken an demokratische Steuerung anfreunden kann, an Regeln für die Marktwirtschaft.

Wie sieht für Sie eine zeitgemäße Kapitalismuskritik aus?

Hier sehe ich einen interessanten Gedanken: zwischen Kapitalismus und Wettbewerb zu trennen. Wenn Akteure auf Märkten versuchen, den Wettbewerb zu unterdrücken, dann halte ich das für ethisch nicht vertretbar. Ein System von Kapitalismus, das letztlich nur zu einer Monopol- oder Oligopol-situation führt und den Wettbewerb behindert, muss verändert werden. Und zwar über die Regeln und Institutionen.

Und die Moral von der Geschichte: Also ist Kapitalismus doch böse, nur anders?

Nein: Böse und gut liegen nicht in den Sachen selbst, sondern in der Weise, wie wir sie gebrauchen. Jedes Werkzeug kann missbraucht werden. Wir müssen den Kapitalismus nicht zähmen, wohl aber sein ethisches Potenzial in wechselseitig erwünschte und vorteilhafte Bahnen lenken. Dann leistet der Wettbewerb das, was er soll.

Das Interview führte Birgit Fenzel